

Tiefen

Autor(en): **Felix, T. J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **5 (1929)**

Heft 10

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-833233>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

T I E F E N

NOVELLE VON T. J. FELIX

(Nachdruck verboten)

Schweigend und befangen schreiten die beiden Menschen aus dem Zimmer. Der Doktor und die junge Frau. Leise schließt Margarete Berger die Türe hinter sich. Behutsam und weich berührt sie die Klinke, als ob sie lindernden Verband auf eine offene Wunde legte. Der Doktor ist ihr einige Schritte vorausgegangen, und schiebt nun mechanisch seine lange Gestalt in den pelzverbrämten Mantel. Sie will ihm helfen, doch er bedankt sich. Als ob sein Inneres sich dagegen sträubte, von Menschen irgendwelche Hilfe anzunehmen, dem in kurzer Zeit selbst alles geraubt würde. Er ist es sonst gewohnt, über das Sterben als über einen natürlichen Vorgang hinwegzugehen. Das Sterben gehört zum Leben. Diesmal aber erscheint es ihm doch als ein unangebrachter und frecher Raub des Schicksals, der ihn bewegt. Und es kommt etwas wie Verwunderung und Unsicherheit über ihn, wie er sich anschiebt, selbst das Todesurteil zu verkünden. Er möchte sich irgendwie verbergen und es mit abgewandtem Gesicht aussprechen. Aber er findet keinen Schlupfwinkel, und die Frau wartet, daß er rede. Unwillkürlich fängt er an, die Brille eifrig mit dem Taschentuch zu putzen. Diese nebensächliche Handlung ist der einzige kleine Vorhang, hinter dem er seine Rührung glaubt verstecken zu können. Er hat die Worte auf der Zunge, aber bringt sie nicht über die Lippen. Er muß warten bis sie fragt.

Margarete aber hat ihn beobachtet und durchschaut. Bis hinter diesen kleinen Vorhang. Und sie ist eigentlich mutiger als er. Denn sie sagt zu ihm: «Reden Sie nur, Doktor, Sie brauchen weder mich, noch sich selbst zu schonen.»

Da, wie er sieht, wie sie stark ist, läßt er seinen Vorhang fallen. Und die Achtung vor ihr und ihrem Schicksal wird so groß, daß er jede Rührung und Beklemmung damit überwindet. Jetzt ist es ihm, als müßte er in Achtungstellung vor sie hintreten, und es klingt fast kalt und teilnahmslos wie er antwortet:

«Ich sehe, Sie wissen es so gut wie ich, daß Ihr Gatte nicht mehr lange zu leben hat. Ich gebe ihm noch allerhöchstens eine Woche, es kann aber auch heute schon vorbei sein, denn er wird einen zweiten Blutsturz nicht mehr überleben.»

Sie bleibt auch jetzt aufrecht und zuckt mit keiner Wimper. Da hat er nichts mehr zu sagen. Er drückt ihr fest die Hand und geht gemessenen Schrittes und befreit die Treppe hinunter. Er hat seine Pflicht getan.

Margarete Berger sieht dem Doktor stumm und sinnend nach, wie er unten im Dämmer des Flures verschwindet. Jetzt hat er das Haus verlassen, und mit einem verhaltenen, sterbenden Schrei fällt die schwere Eichentüre ins Schloß zurück.

Da kommt eine zitterige Schwäche über sie, und sie muß sich am Treppengeländer halten, um nicht kraftlos hinzusinken. Wenn sie auch schon lange um dies Sterben weiß und sich unbewußt darauf vorbereitet, und unbewußt vielleicht noch darüber hinaus gedacht hat, so kommt es ihr in diesem Moment doch als neu und schrecklich vor. Und dessen unmittelbare Nähe, und die durch den Arzt gleichsam dokumentierte zeitlich bestimmte Ankunft des Todes bringen sie nun doch aus der Ruhe.

Nur einen Augenblick, dann vergift sie schnell, wie immer, über dem Heute das Morgen, denn sie ist es gewohnt, dem Augenblicke alles abzugewinnen. Gefaßt und mutig kehrt sie ins Sterbezimmer zurück, um auch in den letzten Stunden mit ihm zu sein; und ihm alles geben zu können, wonach er noch verlangen würde.

Kraftlos, zu seiner ganzen Länge ausgestreckt, liegt der Bildhauer Thomas Berger auf dem mit frischen, blendendweißen Linnen überzogenen Lager. Mitten im Atelier, denn da hat er um jeden Preis sterben wollen. Da, wo er geschafft und gekämpft. Jetzt liegt er mit geschlossenen Augen, abgezehrt, müde und bleich. Zuerst hat er sich wie ein Verzweifelter gegen die Krankheit und das Sterben gesträubt, als er sich um das Höchste betrogen sah, das er noch erreichen wollte. Dann zermürbten

die unaufhörlichen Schmerzen langsam seinen Willen und seinen Widerstand, und er ergab sich. Und wenn er, von seinem Lager aufsaß zu seinem jungen, blühenden Weib, so kamen nur noch Wehmut und tiefe Traurigkeit über ihn.

Wie sich Margarete nun an seine Seite setzt und seine bleichen, durchsichtigen Totenhände in ihre warmen, lebensvollen nimmt, da öffnet er mühsam die weißen Lider.

«Was hat er gesagt... geht's noch lange?» und seine Stimme ist hohl und schwach und scheint aus unendlicher Ferne zu kommen.

Da küßt sie zärtlich seine hohe, reine Künstlerstirne, die vergeistigt und wie letztes Leuchten aus den Kissen strahlt.

«Hat es denn noch irgend etwas zu bedeuten, was ein anderer meint?» sagt sie. «Hören wir denn jetzt auf irgend etwas Fremdes, etwas Anderes, als auf die Sprache unserer Seelen? Wir, Thomas, die wir jetzt nur noch so kurze Zeit beisammen sind.»

Ein feines, schmerzliches Lächeln huscht darauf über sein Gesicht. Er sieht mit bejahendem Blick zu ihr empor und schließt die Augen wieder. Dann schweigen beide, und eine drohende, bedrückende Stille liegt im Zimmer. Nur am hohen Atelierfenster summt eine große Fliege und bemüht sich scheltend und brummend umsonst, durch die Scheibe hindurch ins Freie zu gelangen. Als fürchtete sie sich vor dem Raume hinter ihr, der nach Blut und Sterben duftet.

Es scheint, als schlief Thomas Berger nun, doch liegt ein grübelnder, nachdenklicher Zug auf seinem eingefallenen und schon lebensabgewandten Gesicht. Und plötzlich öffnet er die Augen wieder. Wie einer, der unvermutet in nächtlicher Stille Fensterläden aufklappt, nachdem er schon lange vorher spähend und wachsam dahintergestanden hat. Und, überraschend wie sein Blick, ist die Frage:

«Was tust du, Margrit, wenn ich nicht mehr bin?»

Und es liegt eine Welt von Angst und Zweifel, von Liebe und Mitleid, von Neugier und Unsicherheit in seinem Ton.

Margarete will antworten: «Frag nicht so, ich weiß es nicht und hab noch nie daran gedacht.»

Doch sie kann den Gedanken nicht aussprechen, denn etwas Merkwürdiges geschieht mit ihr in diesem Augenblick. Sie glaubt sich plötzlich einer andern Frau gegenüber, die an der andern Seite des Sterbepettes sitzt. Einer Frau, die wie sie selbst gekleidet ist und sogar ihre eigenen Züge trägt. Genau ihr Spiegelbild. Und doch ist es nicht sie, kann nicht sie sein. Denn jene Frau, die in allem Außern ihr getreues Spiegelbild ist, ist innerlich eine andere. Ihre Gedankenwelt ist nicht die Gedankenwelt Margarete Berbers. Margarete weiß nicht wieso und warum, aber sie sieht der andern bis zum tiefsten Grunde ihrer Seele, und deren Gedanken liegen nackt und bloß vor ihr. Und *das* sind nicht ihre Gedanken... nein, niemals!

Denn während sie selbst doch genau weiß und ihrem sterbenden Gemahl versichern will, daß sie noch nie an seinen Tod gedacht und nie an das, was nachher kommen würde, sieht sie, wie die Gedanken ihrer Doppelgängerin über das Sterbepett hinausschweifen. Sieht, wie sie gespensterhaft das Atelier durchquert, durch die Tür ins Herrenzimmer gleiten, und dort über Marmorgötter und Bronzemen-schen hinwegschweben und wie Irrlichter um den großen Schreibtisch taumeln. Und weiter dringen sie hinein bis ins Geheimfach, wo in großem gelbem Briefumschlag ein Schriftstück liegt. Und weiter muß Margarete widerwillig dem Gedankengang der «andern» folgen... Wenn man dieses Schriftstück mit dem amtlich beglaubigten Totenschein des Bildhauers Thomas Berger irgendwo hinträgt, so bekommt man bare dreißigtausend Franken dafür ausbezahlt. Da wäre man für's erste aller Sorgen ledig, man könnte wieder etwas besser leben, könnte

sich wieder allerlei erlauben. Man würde vielleicht irgendwo hinfahren, wo es schön und lieblich war. Man könnte sich mit dem Gelde auch eine Existenz gründen. Wie ein neues Leben wäre es, dieses Geld.

Doch, nur unter einer gewissen Bedingung ist dies neue Leben möglich. Diese Bedingung ist der... Tod. Nur über die Leiche Thomas Berbers hinweg kann man jenes Schriftstück gegen Geld und Leben eintauschen. Und, wenn man auf dieses Geld dort wartet, so wartet man auch auf den Tod. Und dann ist es — Blutgeld.

Da möchte Margarete auffahren und der andern ins Gesicht schlagen, möchte sie strafen und sie anschreien: «Weiche von mir, garstiges Ebenbild, Betrügerin, Lügnerin. Du willst mich narren, willst mir einbilden, daß ich das alles selbst denke. Du lügst! Du bist nicht Ich, kannst nicht Ich sein. Pfui, geh fort!»

Und siehe, das Phantom gehorcht. Der Platz gegenüber Margarete ist leer. Aber es bleibt eine gespannte Stille zurück, die einen zwingt, in sich selbst zu gehen und nachzudenken. Und plötzlich, in diese Stille hinein fragt Thomas Berbers ferne, hohle Stimme nochmals:

«Was tust du, Margrit, wenn ich nicht mehr bin?» Und ruhig wartend liegt sein Blick auf ihr.

Wieder will sie antworten, was sie schon vorhin gewollt. Aber sie kann nicht, ihre Stimme versagt und sie bleibt stumm. Sie kann dem bleichen Kranken auch nicht mehr ruhig in die Augen sehen, denn es ist eine Verwirrung und eine Unsicherheit über sie gekommen. Und sie fühlt sich in unbestimmten Tiefen ihrer Seele irgendwie schuldbehaftet. Alles um sie wird plötzlich Anklage und Vorwurf. Da hält sie es nicht länger im Raume aus. Mit bebenden Händen bedeckt sie schnell das Antlitz ihres Gesichtes und stiehlt sich hinaus.

Margarete Berger liebt es nicht, im Ungewissen gefangen zu sein. Sie ist bis jetzt stets Herrin über den Ablauf ihrer Gefühle und Gedanken gewesen. So glaubt sie wenigstens. Deshalb muß sie einen Augenblick allein sein, um diese unerklärliche Störung zu überdenken und die Verwirrung zu ordnen. Aber so lebhaft sie sich auch die Erscheinung ihrer Doppelgängerin und deren Gedankenwelt in Erinnerung ruft, um so mehr empört sie sich nur, und immer wieder sagt ihre Vernunft: «Ich bin es nicht, kann es nicht sein, das ist alles nur krankhafte Phantasie, ist nur Lüge und Schein. Und sie will nicht daran glauben, daß es noch etwas in ihr gibt, das über ihrer Vernunft und über ihrem bewußten Willen steht und manchmal ein entgegengesetztes Ziel verfolgt.»

Und doch, Margarete Berger, ist es nicht Spuk und leere Phantasie, was ihr begegnet ist, und nicht Lüge und Betrug. Dein zweites Ich war es, dein unterbewußtes, das nun plötzlich einmal über die Schwelle gestolpert ist und ans Tageslicht hervorgebrochen. Und da standen sich die beiden Welten in deiner Brust als Feinde gegenüber.

Da ihre oberbewußte Vernunft jedoch auf hoher ethischer Grundlage aufgebaut ist und sie nicht in ihre eigenen Tiefen tauchen will, wo der Feind verborgen liegt, so glaubt sie nicht an dessen Existenz und beruhigt sich gewaltsam. Und fast trotzig hebt sie jetzt den Kopf. Sie wird es jetzt beweisen, daß sie anders ist, daß sie an nichts denkt, als an ihren Gatten und daran, ihm alles zu sein.

Was glänzt da an ihrer Hand so grell, was strahlt da Sonne und Leben aus, während doch schon die Schatten des Todes vorbeihuschen? Ist es der Stein am Ring der Mutter, an dem letzten teuren Andenken der so früh Geschiedenen?

Und ihre Liebe sagt: «Wenn ich für den Ring das andere habe, was er wert ist, das Geld, so kann ich Thomas dafür noch alles gewähren, wonach er in den letzten Stunden verlangen könnte.»

Und entschlossen will sie in den Mantel schlüpfen. Da vernimmt sie aus dem Leidenszimmer ein Geräusch, das sie erleichen macht, und sie sich wieder am Geländer halten muß, wie vorhin, als der Arzt gegangen war. Es ist zuerst ein hohles, gläsernes Husten, und dann ein Gurgeln, wie wenn etwas

Flüssiges unter Druck sich aus verstopfter Röhre drängt. Dann ein gequältes Stöhnen und Verröcheln.

Thomas Berger ist nicht mehr.

Und Margarete stürzt in den Raum hinein, als ob sie das Sterben noch aufhalten, als ob sie den Tod noch zwingen könnte, vor der Tür zu warten. Denn noch hat sie nicht geantwortet auf des Toten letzte Frage.

Doch wie sie an das Lager tritt, so treten die Füße in Blut, und wie sie krampfhaft in die Leinen greift, so greifen ihre Hände Blut. Nur Blut ist überall. Und überströmt von Blut ist er, der leer und ausgehöhlt und überwunden auf dem Lager liegt. Wie eine offene rote Wunde, aus der noch immer Blut quillt, klappt der Mund, und rote Rinnen laufen über Kinn und Hals und Brust. Nur die weißen Augenlider und die Stirne sind noch rein. Und immer noch ist ein nachdenklicher Zug im Gesicht des Toten und es liegt die ungelöste Frage auf der Stirn. Und von dem Blute steigt sie dampfend auf, und schwebt im Raume wie ein Geist, der auf Erlösung harret. — «Was tust du, Margrit, wenn ich nicht mehr bin?»

Da schreit sie auf und sinkt in sich zusammen, und alles dreht sich wild vor ihren Augen durcheinander. Blutige Ströme ziehen an ihr vorbei und reißen gelbe Briefumschläge mit sich fort. Und bleiche Hände ragen aus der Flut und bieten glitzernde Ringe dar. Einer aber kommt, der hat eine Ledermappe bei sich und sieht aus wie ein Versicherungsagent. Und es kommt ein anderer, mit einer hohen strahlenden Künstlertirne. Alle stürmen sie verwirrt an ihr vorbei, bis daß es nacht wird um sie her.

Seitdem Margarete Berger am blutigen Totenbett ihres Gatten wieder zu sich gekommen ist, geht sie apathisch herum, wie eine Nachtwandlerin. Alles geschieht für sie ungegenwärtig und unkörperlich wie im Traume. Die Kremation, die Predigt des Pfarrers, das Kommen und Gehen der Verwandten und Freunde. Sie ziehen alle wie Schemen an ihr vorüber. Und sie denkt nicht an das Gestern und nicht an das Morgen. Denn sie hat nur einen Gedanken und trägt ihn beständig mit sich: «Er ist nicht mehr und ich habe alles verloren!» Und von der Versucherin weiß sie nichts mehr. Wie im Traum besorgt sie alles Geschäftliche, bezahlt, was zu bezahlen ist, und es bleibt ihr nichts mehr übrig.

Und erst nach Wochen schließt sie apathisch die Schreibtischschublade auf, drückt, etwas zitternd, auf den verborgenen Knopf, und entnimmt dem Geheimfach einen gelben Briefumschlag. Und immer noch wie im Traum trägt sie das Schriftstück mit dem amtlich beglaubigten Totenschein des Bildhauers Thomas Berger an einen gewissen Ort hin, und erhält dort bare dreißigtausend Franken auszahlt. Ganz heimlich und leise zittern ihre Hände, als sie das Banknotenbündel in die Ledertasche steckt. In ihrem Gesicht ist eine momentane Störung bemerkbar, wie wenn man im Schlafe geweckt wird und unmittelbar vor dem Erwachen steht. Aber sie schläft weiter. Die Störung war noch nicht stark genug. Mechanisch schlürft sie die breitgewundene Treppe hinab.

Eine wohlige Wärme durchflutet den Schalteraum und das Treppenhaus, und es recht beruhigend

nach frischer Leimfarbe und Heizkörper. Doch wie Margarete jetzt die Doppeltüre der Eingangspforte hinter sich zurückschwingen läßt, da schleudert ihr das Außen einen pfeifenden, kalten Windstoß ins Gesicht und kleine, bissige Schneeflocken stürmen feindlich auf sie ein.

Da erwacht sie, schaudert zusammen, und räkelt sich tiefer in den Pelz. Und sieht, nachdem sie seit Wochen für alles äußere Geschehen tot war, sieht jetzt plötzlich, daß inzwischen der Winter gekommen ist. Und spürt ihn.

«Winter» ist das erste, was sie seit langer Zeit wieder bewußt denken kann und ihre Blicke gleiten unwillkürlich über die Stadt. Auf allen Dächern,

Wie Margarete Berger jetzt die Brücke betritt, da ist es ihr plötzlich, als wäre sie nicht mehr allein, als ginge ein unsichtbarer Verfolger hinter ihr, der eine zwingende Kraft auf sie ausübt. Und wieder meint sie, als wäre dieser Verfolger in ihr selbst, ein Teil ihres eigenen Seins. Aengstlich flattern ihre Gedanken und unsicher sieht sie sich um. Und da steht sie plötzlich wieder neben ihr, die Versucherin und Mahnerin, die sie am Sterbebett ihres Gatten verscheucht. Geht neben ihr, Schritt für Schritt, und sieht ihr frech und höhnisch ins Gesicht. Und wieder ist es ihr getreues Ebenbild, und wieder steht sie selbst sich gegenüber. Auch jetzt schämt sich die «andere» nicht, ihre Gedanken zu entblößen und zu erzwingen, daß man sie erkennt. Wenn sich Margarete auch jetzt wieder empört, so kann sie doch den Blick nicht von der andern wenden. Muß sehen, wie jene gar nicht so traurig ist, wie sie selbst. Denn derer Gedanken schweifen über die Stätte des Kummers weit, weit hinaus... Man hätte ja Geld jetzt, könnte den Winter hoch oben in einem Sporthotel verbringen, nachdem man dies während zweier Jahre entbehrt. Und man würde sich im Schnee herumtummeln wie früher, man wäre fröhlich in angenehmer Gesellschaft und würde den Schmerz über allerlei Zerstreuungen vergessen. Und dabei drückt sie, die «andere», ihr Täschchen unwillkürlich enger an sich, das Täschchen, worin sie das Geld trägt, das ihr all dies ermöglichen wird.

Da wehrt sich Margarete Berger in flatternder Angst gegen das andere Ich, und alles an ihr ist Haß und Verachtung wider sich selbst. Da ist es wieder, das profane Verhängnis, das unwürdige Anhängigsein zweier Dinge... Hier lachendes Leben, hier blutiger Tod. Doch nur wenn das Sterben erfüllt ist, kann sich auch das Leben erfüllen und die Freude geht nur über den Tod.

Da wird die Tasche schwerer und schwerer, und will die Trägerin zu Boden reißen. Und aus den ledernen Nähten tropft Blut. Und da gellt's durch die Luft und zittert erschauernd nach: Blutgeld... Blutgeld!!

Margaretes Haß aber wider die «andere» wächst zur verzweifelten Tat. Fort muß es, das Blutgeld, denn es brennt in der Hand und versengt den Seelenfrieden. Und mit raschem Entschluß entreißt sie sich selbst und der andern die blutige Tasche und schleudert sie weg, in flammendem Zorn. Hoch fliegt das Bündel

über die Brückenwehr, durchzischt einen Augenblick die Luft, schlägt klatschend auf den Wellen auf. Gurgelnd verschlingt es der Wirbel.

Da ist auf der Brücke mit einem Male Ruhe und Frieden. Margarete Berger steht wieder allein und aufrecht und ganz sich selbst. Und wie sie aufatmet ist es, als wäre eine schwere Krankheit von ihr gewichen. Und festen Schrittes verläßt sie die Brücke und den Platz der Versuchung und des Kampfes. Denn das Leben, dem sie nun entgegenschreitet ist gereinigt von Blut und frei von der Bedingung des Todes. Und wenn es auch weiterhin Trauer sein wird, so ist diese Trauer kristallklar.

Und heiligen wird sie den Kampf um das neue Sein.



Im starren Winterkleid

Phot. J. Feuerstein

großen und kleinen, ärmlichen und prächtigen, überall liegt die gleiche weiße Decke, liegt auf Bäumen und Geländern, Treppen und Balkonen, und Flocken wirbeln auf arm und reich, auf jung und alt. Alle Gegensätze löscht der Winter aus, hüllt alles in die gleiche Luft und Farbe, macht alles gleich, gerade wie der Tod.

Und wie ihre Gedanken über Winter und Schnee beim Tode angelangt sind, da empfindet sie, eigentlich zum ersten Male, bewußt ihr Unglück, und mit diesem Bewußtsein den Schmerz. Und bitter und leer liegt die Zukunft vor ihr. Es kommt wie Angst über sie, und Furcht vor dem leeren Haus, vor dem toten Atelier.

Schäumend brechen sich im Fluß die grauen winterlichen Wasserfluten an den hohen Brückenpfeilern, um sich unterhalb in tollen Wirbeln zu ergoßen.